

Vom heutigen Stand des Baseldeutschen

Autor(en): Rudolf Suter
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1967

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/19cc3c22-36c2-41ca-84a7-f085fa7006ea>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Vom heutigen Stand des Baseldeutschen

Von Rudolf Suter

Die Bedrohung der Mundart

Der Titel «Vom heutigen Stand des Baseldeutschen» deutet zunächst an, daß im folgenden keine umfassende Abhandlung geboten wird. Ferner besagt er, daß der Dialekt, ja die Sprache überhaupt, nicht etwas auf die Dauer Fixierbares ist, daß also jede Bestandesaufnahme durch eine spätere überholt werden kann und muß. Erst wenn eine Mundart tot ist, läßt sich eine «definitive» Grammatik aufstellen — die dann, wie weiland fürs Lateinische ein «Stegmann», für alle Zeiten als sakrosankt gilt. Vorläufig ist es zum Glück mit dem Baseldeutschen noch nicht so weit. Im «noch» schwingt allerdings ein pessimistischer Unterton mit, den wir so wenig überhören wollen wie all jene Sprachforscher und -liebhaber, Fachleute und Laien, die sich auch in früherer Zeit mit den Mundarten befaßt haben.

Denn die deutschen, in unserm Fall die alemannischen Mundarten waren seit jener Zeit bedroht, da die neuhochdeutsche Schriftsprache den mundartnahen «Schriftldialekt» zu verdrängen begann. Dieser Prozeß war im Falle Basels um die Mitte des 17. Jahrhunderts praktisch abgeschlossen. Bereits drei Menschenalter später, um 1760, verfaßte der Basler Waisenhauspfarrer und Germanist Johann Jakob Spreng sein «Idioticon Rauracum», ein Wörterbuch, das den Wortschatz der Basler Mundart erstmals festhielt. Bereits Spreng beklagt, nicht anders als spätere Sprachhüter bis in unsere Tage, das Verschwinden alter und das Erscheinen neumodischer, vorerst mundartfremder Wörter, so wenn er dem älteren *Mietterli* das neu aufkommende *Mama* gegenüberstellt. Wiederum hundert Jahre später, 1860, konstatiert ein großer Förderer baseldeutscher Dialektpoesie, Karl Rudolf Hagenbach, in der Festgabe zu Johann Peter Hebels 100. Geburtstag voll Besorgnis: «... Wie sehr sich die alte Sprache unter dem Einflusse der

Zeit und besonders der Schulbildung geändert und in Ausdrücken sowohl als Beugungen und Wendungen dem Schriftdeutschen genähert hat . . . so reden jetzt unsere Kinder von Bienen, Schmetterlingen, Ameisen, während wir Älteren von Immen, Summervögeln, Umbeisen sprechen . . .» Knapp vierzig Jahre danach gibt Rudolf Kelterborn einer Plauderei über das Baseldeutsche im Basler Jahrbuch von 1899 schwarzseherisch den Titel «Vor Thorschluß» und sagt generell: «So verschwinden bei der gegenwärtigen Macht der Verkehrsmittel die Dialekte.»

Mit einem leisen Aufatmen stellen wir fest, daß auch heute noch Hagenbachs *Summervogel* fröhlich in der Stadt herumgaukelt, daß selbst die *Imme* noch nicht ganz tot ist, sondern daß lediglich die *Umbeisen* ihr Leben ausgehaucht haben. Dies beweist doch eine gewisse Resistenz, allen fremden Kräften zum Trotz. Dennoch ist die Lage des Baseldeutschen ernst, wenngleich noch lange nicht hoffnungslos. In seiner Situation befinden sich heute eigentlich alle Dialekte. Die Bedrohung ist nicht nur stärker, sie ist auch vielfältiger geworden. Denn die Gefährdung durch die Schriftsprache und das «schriftliche» Denken summiert sich mit der erst im 20. Jahrhundert einsetzenden allgemeinen Gefährdung der Sprache schlechthin, die ihre Ursache in der Hinwendung von den geistigen zu den bloß materiellen Werten hat. Der Germanist Herbert Kolb meint zu Recht: «Bedroht ist unsere Muttersprache durch die erschreckende Gleichgültigkeit, Verantwortungslosigkeit und Lieblosigkeit, die die durchschnittlichen Menschen gegenüber ihrer Muttersprache an den Tag legen.» Diese ungünstige innermenschliche Situation wird noch verschlimmert durch die zahlreichen Ortswechsel und die mit ihnen verbundene Sprachmischung. Die Dialekte schleifen sich dadurch gegenseitig ab und verlieren ihre Immunität gegenüber dialektfremden Einflüssen, ob diese nun von der Schriftsprache, vom Englischen, vom Französischen oder sonst einer Modesprache herkommen. Sodann — und dies gilt ganz allgemein — kann die Umgangssprache so wenig wie der Mensch selbst Schritt halten mit den sich überstürzenden Entwicklungen auf allen Lebensgebieten, zumal auf denen der Technik und der Wissenschaft.

Richtig bemerkt wiederum Herbert Kolb: «Die Sprache am häuslichen Herd, für manchen das Idealbild sprachlicher Unversehrtheit, reicht an Präzision nicht aus für den technischen Gebrauch.»

Dies würde nicht derart ins Gewicht fallen, wenn nicht die meisten Leute ihrer Muttersprache gegenüber so gleichgültig wären. In ihren Augen ist die Sprache schon längst nicht mehr das «Gewand der Seele», wie sie Kelterborn einst so schön und zutreffend nannte, sondern ein bloßes Kommunikationsmittel, das lediglich praktischen Wert hat; daher wird auch eine zu erlernende Fremdsprache nicht mehr nach ihrem inneren Wesen, nach ihrer Seele erspürt, sondern nach ihrer Nützlichkeit beim beruflichen Fortkommen oberflächlich ein- und abgeschätzt.

In einer solch sprachfeindlichen Welt geht es dem Baseldeutschen — zu einem kleinen Trost möge es uns gereichen — nicht schlechter als der Sprache überhaupt. Nur fehlt dem Dialekt im Unterschied zur Schriftsprache der Rückhalt am geschriebenen Wort. Daher braucht der Kampf für den Dialekt wesentlich mehr Kraft als die Verteidigung und leidliche Salvierung der Schriftsprache. — Trotzdem: Der Dialekt, auch der baslerische, ist, in seinem Kern wenigstens, äußerst zäh, und nichts berechtigt uns zur Hoffnungslosigkeit. Schon nur der Umstand, daß sich immer wieder Leute finden, die in Wort und Schrift unermüdlich für den Dialekt eintreten, selbst wenn sie nur über den Verlust alter Wörter klagen, schon dieser eine Umstand beweist, daß das Baseldeutsche noch längst nicht tot ist. Ein verheißungsvolles Zeichen war es ferner, daß unlängst eine erweiterte Auflage des Baseldeutschwörterbuches von Fridolin und Peter Pee herauskam und sofort reißenden Absatz fand. Verheißungsvoll ist es schließlich, daß sich zahllose Lehrer um den guten Dialekt bemühen, und daß sich diese Bemühungen sogar bereits in einigen Schullesebüchern niederschlagen haben. Schließlich dürfen wir bei aller Trauer über ständige Substanzverluste nicht vergessen, daß sich der Dialekt in manchen Wörtern und Wortbildungen selbst erneuert, obwohl wir genau zwischen organischer Wandlung und bloßem Zerfall unterscheiden müssen.

Vier Symptome sind es, die die abnehmende Stärke des Dialekts anzeigen: die Veränderung des Lautstandes, die Verminderung des autochthonen Wortschatzes, der Schwund der wortbildenden Kraft und das Zerbröckeln der Satzfügung. Diesen Prozessen stehen wir aber nicht machtlos gegenüber; sobald sie uns nämlich bewußt geworden sind, können wir sie, wo nicht aufhalten, so doch bremsen.

Wollten wir nun sämtliche Veränderungen des «klassischen» Baseldeutschen, wie es noch um die Jahrhundertwende gesprochen und bis in unsere Zeit literarisch verwendet wurde, aufzählen, so müßten wir ein ganzes Buch und erst noch eine eigentliche Grammatik (die es leider immer noch nicht gibt) schreiben. Dies würde den Rahmen eines Stadtbuchartikels natürlich sprengen. Aber wir wollen immerhin ein paar besonders typische Erscheinungen herausgreifen und in eine gewisse Ordnung zu bringen versuchen. Ihr Studium mag den Leser anregen, eigene Beobachtungen anzustellen und — in der Praxis seines täglichen Lebens — für die Erhaltung des Baseldeutschen nutzbringend zu verwerten.

Die Laute

Nicht so sehr der Wortschatz, vielmehr die Lautung und die Sprachmelodie geben dem Baseldeutschen sein ganz besonderes Gepräge. Am meisten fällt dem Nichtbasler die sogenannte Entrundung auf, das heißt das Fehlen der Umlaute *ö, ü*, und der entsprechenden Zwielaute *eu* (oder *äu, öu*) und *üe*. Diese Entrundung, im 14./15. Jahrhundert einsetzend und einst bis ins obere Baselbiet und heute zum Teil noch ins Schwarzbubenland reichend, ist in den letzten Jahren rapide zurückgegangen; nur noch ein kleiner Prozentsatz der Basler Bevölkerung sagt *scheen, nyt, Baim, Fraid, Brieder*, statt dessen — unter dem Einfluß anderer Dialekte und des Schriftdeutschen — *schöön, nüt, Baum, Freud, Brüeder*, wobei zu beobachten ist, daß *ie* am meisten, *ai* (statt *eu, äu, öu*) am wenigsten Widerstandskraft besitzt.

Typisch für das ursprüngliche Baseldeutsch sind ferner die zahlreichen Vokaldehnungen in betonter Silbe: *Loos emool*.

Diese Dehnungen gehen heute stark zurück, zumal in der affektbetonten «Höschsprache». Eben: *hösch* statt *heersch*; *uß* *däm Huß* statt *uus däm Huus*; *s Schönscht* (mit kurzem offenem *ö*) statt *s Scheenscht* usw.

Am erfolgreichsten behauptet sich immer noch die früher ausnahmslos geltende Dehnung des Vokals in betonter Silbe vor *r*: *Gaarte*, *Heere*, *Biirsig*, *oordlig*, *Buurgget*. Die dehnende Wirkung des *r* verschwindet höchstens in affektgeladener Sprechweise, wobei allerdings das *r* oft wegfällt: *fettig*, *futt* statt *feer(t)ig*, *fuurt*.

Eine andere baseldeutsche Eigenheit des Vokalismus hingegen ist enorm stark zurückgegangen: die Höhung des *e* zu *i* in den Vorsilben *be-* und *ge-*. Wo früher allgemein galt *bischrybe*, *Gibuurtsdaag*, hört man heute fast nur noch *beschrybe* und *Gebuurtsdaag*. — Ins gleiche Kapitel gehört der nahezu schon perfekte Verlust von *Suun* (mit langem offenem *u* = Sohn), *Kummoode*, *guldig* und *gulde* (golden), *Kummissioon*, *Kiinig* (König) oder gar *Huunig* (mit offenem langem *u* = Honig), *miiglig* (möglich). Es handelt sich hier nirgends um echte Wandlungen, vielmehr um bloße Angleichungen teils an die Schriftsprache, teils an andere Mundarten. So wird allmählich aus dem währschaften *Schungge* der mickerige *Schingge*, aus dem gewichtigen *dausig* das fade *duusig*, aus dem *Dotzed* das wertlose *Dutzed* oder gar *Dutzend*.

Auffallend ist schließlich die sich in immer weiteren Kreisen durchsetzende Verdampfung des einstigen hellen, fast gegen *ä* hin tendierenden *a* zu dunklem *a*, ja bis zu offenem *o*: *Solü Olfreed* statt *Salü Alfreed*.

Im Bereich der Konsonanten läßt sich ganz allgemein eine fortschreitende Aufrauheit konstatieren, die nicht nur von der Angleichung an oberalemannische Dialekte (zum Beispiel Zürichdeutsch) herrührt, sondern eine weitere Ursache auch im seelischen Bezirk hat. Es spiegelt sich in ihr doch wohl das affektiver und animoser gewordene Lebensgefühl des unzufriedenen und geistig unbehausten Menschen der Industriegesellschaft. Darum ist die Erscheinung auch im Peripherie- und im Höschbaseldeutschen am stärksten ausgeprägt. So hört man immer häufiger das anlautende aspirierte *k* etwa in *Kind*

und *Kuchi* als *ch* (wie in *Nacht*) aussprechen, also *Chind* und *Chuchi*.

In symptomatischem Konnex damit steht der zunehmende Schwund des hiatusbindenden, das heißt vokaltrennenden Binde-*n*: *Won er dervoogloffen isch*; statt dessen: *wo er dervoogloffte isch*. Im ganzen beginnt also eine eher eruptive Sprechweise den behäbigen, dehnenden Charakter des alten Baseldeutschen zu verdrängen.

Abweichendes Geschlecht

Eine wichtige Eigenheit des Dialektes ist das von der Hochsprache abweichende Geschlecht einzelner Substantive. Noch gebräuchlich sind, wenn auch schon nicht mehr allgemein: *der Schnägge*, *d Balle*, *der Bangg*, während *der Luft* und *der Faane* bereits hart kämpfen müssen und *s Ryys* (der Reis) und *s Kaffi* (der Kaffee) praktisch unter die Räder geraten sind. Bald nur noch Erinnerung ist ebenfalls der so prächtige Basler Sprachbrauch, Geschlechtsnamen auch dann als weibliche Hauptwörter zu verwenden und zum Teil auch lautlich umzugestalten, wenn ihre Träger männliche Personen sind, also: *d Millere* oder *d Mulle* (für einen Mann oder einen Knaben namens Müller), *d Fuschle* (Vischer/Fischer), *d Schmuttle* (Schmied), *d Schnytzge* (Schneider), *d Schaidogge* (Scheidegger) usw. Noch etwas festeren, aber doch bereits stark erschütterten Stand hat die Gepflogenheit, die Rufnamen nahestehender weiblicher Personen sächlich zu verwenden: *s Luggi*, *s Maaryy*, *s Grischtyyn* (Christine), *s Saalemee* usw.

Die Deklination

Die Deklination der Substantive ist im ganzen intakt geblieben, was einen nicht wundern muß, da ja für alle Fälle der Ein- und der Mehrzahl im allgemeinen je dieselben Formen gebraucht werden: *Der Maa*, *vom Maa*, *em Maa*, *der Maa*; *d Männer*, *vo de Männer*, *de Männer*, *d Männer*. Die Not beginnt erst, wenn es Adjektive oder Possessivpronomen beizufügen gilt. Bei männlichen oder sächlichen Hauptwörtern bleibt im Nominativ und in dem mit ihm identischen Ak-

kusativ nach bestimmtem Artikel das Adjektiv unflektiert, also: *der schwarz Maa, s ungattig Kind*. Unflektiert muß es auch nach unbestimmtem Artikel bei sächlichen Substantiven bleiben: *e digg Buech*. Trotzdem hört man fast nur noch: *der letschti Fueßgänger, s beesi Änd, e sydigs Diechli*.

In weiten Kreisen nicht mehr bekannt ist jene für das Possessivpronomen geltende Regel, die sich daraus ergab, daß die Formen *my, dy, sy, iir* (mein, dein, sein, ihr), *unser, eijer, iir* (unser, euer, ihr) eigentlich alte Genetive sind und daher nicht mehr flektiert werden können. Daher heißt es im Nominativ/Akkusativ korrekt baseldeutsch: *my, dy, sy, iir, unser, eijer, iir* und *Iir Vatter* bzw. *Muetter* oder *Kind*. Meistens hört man heute statt dessen: *iire, unsere, eijere* oder *eire, Iire Vatter*; dazu bereits schon, erst seit jüngerer Zeit: *myni Mamme, syni Gotte, dyni Hand, unsers Huus* usw.

Die Konjugation

Die Formen des Verbums sind ebenfalls in ziemlicher Auflösung begriffen. So ist die einst für das Baseldeutsche charakteristische Einheitsendung des Plurals lange nicht mehr durchweg vorhanden. Früher hieß es ausnahmslos: *Mir* (oder *mer*) *kemme, iir* oder *er kemme, si kemme*; heute besitzt in der zweiten Person das oberalemannische, vom Schriftdeutschen unterstützte *kemmet* schon längst die Übermacht.

Die Auflösung trübt auch die ehemals klare, scharfe Differenzierung zwischen starken Verben mit ihren Ablauten und den schwachen. In Extremfällen hört man bereits: *y ch äß, du ässisch, er äßt* statt *iß, issisch, ißt*. Noch häufiger sind die Perfektformen *er het gäßt* (gegessen) einerseits und *mir händ glache* (gelacht) andererseits sowie *y hätt sotte* oder *sette* (statt *y hätt solle*). Den Reichtum der Konjunktivformen sind wir im Begriff gegen die armselige uniforme Einheitssuppe der Umschreibung einzutauschen; *Y gieng, giengt* oder *giengteti* müssen immer weiter vor *y wurd* oder *y däät goo* zurückweichen, wenn nicht gar vor dem fürchterlichen *y wüürd* oder gar *wüürdi goo*.

Dem stadtbaslerischen wie überhaupt allen Dialekten fehlt

von Haus aus ein eigentliches Futurum. Zwar existiert es als grammatische Form; futurischer Sinn aber wird in der Regel mit einem Adverb umschrieben: *i gang moorn in d Feerje; speeter emool schryb i e Buech; s kunnt gwiis gly go räägne* usw. Das grammatische Futurum hat rein rhetorisch-emphatischen Charakter: *De wiirsch doch nit eppe bschryße! Das wird mer au wiider e soone Gschwätz sy!* usw. — Heute jedoch gewinnt das grammatische Futurum unter dem Einfluß der Schriftsprache immer mehr richtige futurische Bedeutung: *S wird moorn go räägne.*

Der Satzbau

Damit wären wir bereits beim Satzbau. An der Art und Weise, wie die Sätze gebildet, an- und ineinander gefügt werden, erkennt man am allerdeutlichsten die Eigenständigkeit der Mundart und ihrer Träger der Schriftsprache gegenüber. Die Umgangssprache im allgemeinen, der ausgeprägte Dialekt im besonderen drückt sich spontan, unmittelbar und konkret aus. Der einfache Satz dominiert. Nebensätze werden sparsam verwendet und sind dann am ehesten Temporalsätze, das heißt sie dienen zur genaueren Zeitbestimmung des im übergeordneten Satz geschilderten Ablaufs; dann auch Konditionalsätze, seltener Konzessivsätze. Um das Verhältnis verschiedener Abläufe zueinander zu präzisieren, bedient sich aber der Dialekt viel lieber der Beiordnung als der Unterordnung. Typisch mundartlich (oder überhaupt umgangssprachlich) ist punkto Satzfügung die bekannte endlose Scherzgeschichte: *Es isch emool e Maa gsii, dä het e hoole Zaan ghaa, und in däm hoole Zaan isch e Maa gsii . . .* usw. Dialektgemäß ist folgende Satzgruppe: *S het Katze ghaaglet und gschittet wie lätz; aber mer sind ainewääg go spaziere — mer händ aifach wider emool miese frischi Luft schnappe.* Mundartferner, wenn auch grammatikalisch korrekt, tönt der gleiche Sachverhalt, wenn diese Hauptsätze in ein einziges Satzgefüge umgewandelt werden, wie dies immer häufiger geschieht: *Drotz däm s Katze ghaaglet und gschittet het wie lätz, simmer go schpaziere, fir äntlig wider emool frischi Luft z schnappe.* Das klingt bereits etwas

papieren. Bedenklich wird's aber dann, wenn auch noch die unterordnenden Konjunktionen dem Schriftdeutschen entnommen werden: *Obglych s Katze ghaaglet het, simmer go schpa-ziere, um äntlig frischi Luft z schnappe*. Das Satzgefüge unterscheidet sich hier nur noch lautlich vom Schriftdeutschen.

Dabei hat gerade das Baseldeutsche herrliche Möglichkeiten, die verschiedenen Teile des Geschehens auch in beigeordneten Sätzen zu differenzieren, zum Beispiel: *Er isch am Määntig scho wiider go schaffe; derby isch er no rächt muuderig gsii*. Oder: *Er isch scho wider go schaffe, er hets aifach nimen ausgehalten im Bett*.

Zurück zu den einen Nebensatz einleitenden Konjunktionen! Gefährdet ist heute beispielsweise *wo* (für schriftdeutsch nachdem und während). Wie oft hört man: *Nodäm* oder *nochdäm* *er geerbt het* statt *won er geerbt het*; *während er Zyttig liist, kunnt graad ain yne* statt *won er d Zyttig liist, kunnt ain yne* . . . Das *wo* war einst überhaupt so stark, daß es außerdem sämtliche Relativpronomen, und zwar in allen Kasus, selbst vor Präpositionen, verdrängte: *s Huus, wo dert ääne schtoot*; *das Huus, wo me numme grad s Dach dervoo gsii*; *das Huus, wo mer sovyl Unnemues dermit ghaa bänd*; *das Huus, wo mer derwägen e Brozäß gfiert bänd*. Im Plural desgleichen: *Die Frind, wo mer die Vaase von ene bänd* usw. Gegenwärtig ist diese Relativpartikel *wo* eigentlich nur noch im Nominativ gesichert. Schon in der Akkusativstellung ist sie hart bedrängt. Wie oft hört man: *Dä Brofässer, dän y eso schetz*; *die Lyt, die mer in de Feerje droffe bänd*.

Dem älteren *eb* (ehe) wird bald einmal das neuere *bivoor* (bzw. *bevoor*) den Garaus machen. Es wird dafür fälschlicherweise statt des fragesatzeinleitenden *ob* verwendet. Korrekterweise aber müßte man unterscheiden zwischen *y waiß nit, ob er kunnt* und *y gang nit, eb er koo isch*.

Gleichem Schicksal geht das den Finalsatz einleitende *fir* daß bzw. *fir* entgegen. Nur noch selten hört man: *Mer spaare, fir daß mer im Alter eppis z byße bänd*; *er goot nummen ins Konzärt, fir sich wichtig z mache*.

Gefährdet ist schließlich das korrelative *dernoo*; statt *wenn i emoole Gäld haa, derno mach i e Wältrais* heißt es heute

meist: *wenn i emoole Gäld haa, no* (oder *dno* oder *so* oder *denn*) *mach i e Wältrais*.

Die verhältnismäßige Einfachheit der dialektgerechten Satzfügung wird wettgemacht durch eine Fülle von Adverbien, just im Baseldeutschen, wo sie eigentliche Nuancen-Träger und in dieser Funktion aber immer mehr in Frage gestellt sind. Zum Beispiel: *aifach*, *ganznit*, *ainewääg*, *derby*, *nootynoo* (nach und nach); *als* (= ständig — *er het als nyt gsait*); *als* (= jeweils — *am Määntig goot er als go kaigle*); *eppe* (etwa), *naimeduure* (irgendwie) u. a. m.

Dem Untergang geweiht scheinen gegenwärtig auch jene Adverbien, an deren Stelle meist das armselige *seer* oder die stereotype und eher vulgäre Vorsilbe *sau-* (auch *kaibe-* u. a.) tritt, nämlich: *gar* (*er isch gaar en Oortlige*), *hailoos*, *eenter* (ziemlich — *i find dä Helgen eenter unaschtändig*), *aarg* (*s isch wiirgglig aarg nätt voo Der*) usw.

Es sind im älteren Baseldeutschen recht eigentlich die kleinen Partikeln, die neben der besonderen Betonung und Lautung den reichdifferenzierten Charakter der Sprache ausmachen. *E nai aber au, was duu nit saisch!* — *Bisch eppe naimeduure doch nit ganz eso sicher?* — *Soll i eenter in d Bäärg goo oder am Änd doch velicht lieber ans Meer?*

Der Wortschatz

Der Abbau des Wortschatzes ist für die soeben erwähnten kleinen Partikelchen und Adverbien gravierender als für die Haupt- und die Eigenschaftswörter, weil sie nicht so zahlreich sind und kaum mehr durch andere dialektgemäße Entsprechungen ersetzt werden können. Dennoch dürfen wir nicht übersehen, daß der Verlust alter, eigenständiger Substantive, Adjektive und Verben immer größere Ausmaße annimmt. Man greife einmal zu Fridolins und Peter Pees Wörterbuch und gebe sich Rechenschaft darüber, wie viele der aufgeführten Wörter man selbst noch braucht (aktiver Wortschatz), wie viele man gerade noch versteht, aber selber nicht mehr verwendet (passiver Wortschatz), und wie viele man schließlich überhaupt nicht mehr kennt (toter Wortschatz). Da das genannte Lexikon je-

dermann zugänglich ist, können wir in unserer ohnehin nur skizzenhaften Abhandlung darauf verzichten, tote und lebendige Adjektive, Substantive und Verben aufzuzählen.

Auf die wichtige, schon weiter oben erwähnte und häufig ignorierte Tatsache aber müssen wir in diesem Zusammenhang erneut hinweisen: Der Wortschatz wird nicht nur durch den totalen Verlust einzelner Wörter geschmälert, sondern ebenso sehr durch die lautliche Angleichung zahlreicher Wörter an die Schriftsprache, auch in ihrer Flexion. Schauerlich klingt für den sprachbewußten Basler zum Beispiel: *E Schlange* (statt *e Schlang*), *der Läärm* (statt *der Lärme*), *aigentlich* (statt *aigetlig*), *Kool* (statt *Keel*), *genau* (statt *gnau*).

Die Wortbildung

Wenn schon vom Wortschatz die Rede ist, müssen wir auch der wortbildenden Kräfte gedenken, die ja jeder lebendigen Sprache innewohnen. Sie lassen einerseits völlig neue Wörter entstehen, in der Weise, wie etwa irgendeinmal im letzten Jahrhundert der inzwischen schon wieder verblichene *Ilp* (Elefant), oder wie in der neueren Schülersprache das Verbum *schelle* (hochnehmen, plagen) quasi aus dem Nichts entstanden sind.

Solche völlige Neuschöpfungen ereignen sich gewöhnlich im kleinsten Kreise, etwa dem der Familie. Sie werden freilich nur in seltenen Fällen Allgemeingut. Solange sie aber möglich sind, ist eine Sprache noch lebenskräftig. Als Beispiel für diesen kreativen Vorgang führe ich aus meinem eigenen Familienbereich an: *luudere* (mit offenem *u*, rasch und unmäßig trinken), *nuudig* (mit offenem *u*, merkwürdig und gleichzeitig komisch), *Gluudi* (mit offenem *u*, die Schnecke).

Viel häufiger sind freilich die gleichsam gesetzmäßigen Möglichkeiten, aus bestehenden Wortstämmen, zum Beispiel durch Nachsilben (Suffixe), Neubildungen zu schaffen. Ein geradezu klassisches Suffix ist das *-is*, das in maskulinen Mengen- oder Qualitätsbegriffen auftritt: wie *Bachis*, *Brootis*, *Dunggis*, *Beeggis* (Rotz) usw. Hier handelt es sich sprachgeschichtlich um alte Perfektpartizipien: Gebackenes, Gebratenes usw. Bei den gleichklingenden Spielbezeichnungen *Fangis*,

Raiberlis, *Jääglis* liegen einstige, nicht mehr bewußte Genetive zu Grunde: Fangens, Räuberlens usw. *Raiberlis* und *Jääglis* führen uns zu einer in allen alemannischen Mundarten, im Baseldeutschen jedoch besonders häufigen und noch lebendigen Wortbildungsmöglichkeit, nämlich Diminutive zu schaffen, im Unterschied zur Schriftsprache nicht nur beim Substantiv und beim Adjektiv, sondern auch beim Verbum. Eine Tätigkeit kleinlich oder spielerisch oder in bescheidenem Ausmaß betreiben, kann mit der Endung *-le(n)* ausgedrückt werden: *schneijele*, *räägele*, *gfätterle*, *bleeterle*, *kecherle*, *stinggerle* usw. Hieher gehören auch die Verben, die eine qualitative Aussage machen: *wuerele*, *duubäggele*, *niechtele*, *deetele* (nach Tod riechen) usw.

Das Adjektivsuffix *-lig* (schriftdeutsch *-lich*) betont nicht nur den Vergleichscharakter (wie im Schriftdeutschen), es hat daneben häufig auch diminutive Bedeutung: *fynzelig*, *graitschelig* (leicht ins Grau spielend) usw.

Eine in ihrem Ausmaß spezifische Eigenheit des Baseldeutschen ist das Substantivsuffix *-ete*, das möglicherweise über scherzhaften studentischen Gebrauch in früheren Jahrhunderten aus dem Lateinischen gekommen ist und im Dialekt legitimes Heimatrecht gewonnen hat. Aus *-ata* (wie in Vulgata) wäre demnach *-ete* geworden. Wie dem auch sei, das *-ete* ist bis heute eine lebenskräftige wortbildende Endung geblieben: *Druggete*, *Gschtunggete*, *Wiirlete*, *Händlete*, *Zämmefaarete*; sie wird höchstens noch konkurrenziert durch *-erei*: *Sauerei*, *Schryberei*. Immerhin besteht ein gewisser Aussageunterschied; während etwa die *Kocherei* den Vorgang des Kochens bezeichnet, schließt die *Kochete* auch das Produkt mit ein.

Typisch baseldeutsch sind weiter die Endungen *-ene* und *-ere* für schriftdeutsch *-in* und *-erin* bei der Bezeichnung weiblicher Personen einer bestimmten Familie oder einer bestimmten Berufsgruppe: *d Buurggetene* (eine Frau Burckhardt), *Kechene* (Köchin), *Wiirtene* (Wirtin), *d Millere* (eine Frau Müller, auch — siehe oben — für männliche Angehörige eines Geschlechts verwendet), *d Buurgerreetene* (Bürgerrätin), *Verkaiffere* (Verkäuferin) usw. — Leider hat diese Wortbildungsart heute stark an Kraft eingebüßt.

Nach unserem zwangsläufig nur sehr flüchtigen Rundgang durch den reichhaltigen, stellenweise stark verunkrauteten Garten der baseldeutschen Sprache müssen wir uns fragen, wie wir das Unkraut jäten oder wenigstens an der weiteren Ausbreitung hindern können. Es handelt sich hier zur Hauptsache um ein erzieherisches Problem und um die Frage des guten Beispiels.

Zunächst ist in der Familie und in der Schule darauf zu achten, daß die Sprache des Umgangs keineswegs als «quantité négligeable» gilt, sondern als ein Gut empfunden wird, zu dem man ebenso Sorge tragen muß wie zu schönem, ererbtem Hausrat, zum baulichen Gesicht der Stadt oder zu den Naturschönheiten des Landes. In jedem Fall stehen Kostbarkeiten auf dem Spiel, die wir nicht bloß von den Vorfahren übernommen haben und besitzen, sondern die wir möglichst intakt an kommende Generationen weitergeben müssen. Die Ehrfurcht vor der Sprache muß sich darin zeigen, daß man den Dialekt der anderssprechenden Mitmenschen achtet und nicht, wie es so häufig geschieht, zum Gegenstand des Spottes macht. Bei der Erziehung zu solchem Respekt hat besonders die Schule eine wichtige Aufgabe. Denn hier treffen ja infolge der ständig zunehmenden Fluktuation der Bevölkerung immer mehr Vertreter der verschiedensten Dialekte zusammen. In diesem Zusammenhang ist wieder einmal das törichte Vorurteil anzuprangern, gutes Baseldeutsch sei ein Zeichen besonderer Vornehmheit oder «Vermöglichkeit»; erstens spricht lange nicht jeder «Dalbanese» korrektes Baseldeutsch, und zweitens ist nicht jeder, der gut baseldeutsch spricht, Dalbanese! Gutes Baseldeutsch ist vielmehr ein positives Charaktermerkmal, ein Zeichen also, daß man sich nicht durch die Umwelt in eine Verdingbubenmentalität hineinmanövrieren lassen will.

Eingangs habe ich auf die erfreuliche Tatsache hingewiesen, daß einzelne Basler Schulbücher bereits baseldeutsche Texte enthalten. Aber es müßte noch mehr in dieser Richtung geschehen, und zwar schon bei der Ausbildung der künftigen Lehrer. Die angemessene Behandlung der Mundart in der

Schule schadet nämlich dem Deutschunterricht keineswegs, im Gegenteil, erst im Zusammenspiel von Hochsprache und Mundart kann sich beim jungen Menschen ein eigentliches Sprachgefühl entwickeln. Wortschatzübungen, Übersetzungsversuche und Lektüre können unter guter Leitung zu einem geradezu spannenden Spiel werden.

Auch vermehrte Mundartlektüre und vermehrtes Erzählen in der Mundart im Elternhaus und in der Schule wären wünschenswert. Leider sind sprachlich und inhaltlich gute gedruckte Baseldeutschtexte selten, wie überhaupt unsere Basler Mundart einen sehr schwachen Rückhalt an bestehender Literatur besitzt. Aber immerhin wäre es denkbar und empfehlenswert, daß etwa in höheren Klassen neben Johann Peter Hebel auch die besten Baseldeutsch-Autoren zur Sprache kämen: Jacob Burckhardt (E Hämpfeli Lieder), Fritz Liebrich, Hermann Schneider u. a.

Ferner wäre bei den Sendungen von Radio Basel vermehrt Gewicht auf gutes und gepflegtes Baseldeutsch zu legen, und zwar nicht nur in Hörspielen historischen Inhalts (Lendorff), sondern auch in aktuellen Sendungen. — Wieweit man das baseldeutsche Schrifttum aktivieren kann, ist eine schwierige Frage; ganz gewiß aber helfen Institutionen wie die *Basel-dytschi Bibni* das Dialektbewußtsein fördern. Vielleicht könnten auch häufiger Wettbewerbe zur Gewinnung baseldeutscher Literatur ausgeschrieben werden, wobei uns freilich bewußt ist, daß jeweils nur sehr wenig im Sieb einer gestrengen Jury hängen bleiben kann.

Ein gewissermaßen wissenschaftlicher Rückhalt wäre sodann von der Universität zu erwarten und zu wünschen. Germanistikstudenten sollten in stärkerem Maße auf die Dialektologie hingewiesen und zu Arbeiten über die Mundart angeregt werden.

Jede dieser Bemühungen ist, einzeln genommen, ein Tropfen auf den heißen Stein; in ihrem Zusammenwirken jedoch könnten sie eine wirksame Barriere gegen den weiteren Zerfall des Baseldeutschen bilden. Jedenfalls ist die Lage nicht aussichtslos, solange wir Hoffnung und Bemühung nicht aufgeben. Dies wenigstens anzudeuten, war der Zweck der vorstehenden

Ausführungen. Wer die Sprache ehrt, ehrt den Menschen, und wer den Menschen ehrt, ehrt die Sprache — gleichviel, ob wir beim Menschen beginnen oder bei der Sprache.